

INTERVIEW

Nicht anklagen, sondern verstehen – aber nicht verzeihen

Fragen von Carola Hähnel-Mesnard (Paris) an Thomas Medicus

In seinem Buch *In den Augen meines Großvaters* (2004) versucht Thomas Medicus, die letzten Monate im Leben seines Großvaters, des Wehrmachtsgenerals Wilhelm Crisolti, der im September 1944 in der Toskana von Partisanen getötet wurde, zu rekonstruieren.

Das Gespräch hinterfragt die Möglichkeiten der Annäherung an diese Biographie durch den Enkel und interessiert sich für die Modalitäten des Schreibens, den Stil sowie einige rekurrente Themen wie z. B. die Landschaftsbeschreibung. Insgesamt wird der veränderte Blick der „dritten Generation“ auf die Vergangenheit deutlich, dem nicht die schnelle moralische Verurteilung zugrunde liegt, sondern der Versuch zu verstehen, ohne dabei die Verbrechen zu entschuldigen oder zu relativieren.

Die französische Fassung dieses Textes erschien in der französischen Germanistikzeitschrift *Allemagne d'aujourd'hui* (Nr. 178/2006), Dossier „Secrets de famille, non-dits ou tabous? Présence du passé national-socialiste dans la littérature allemande contemporaine“ unter der Leitung von Carola Hähnel-Mesnard.

C.H.-M.: Ihr Buch versucht neben dem Schicksal Ihres Großvaters einen Erkenntnisprozess im Umgang mit der Vergangenheit nachzuzeichnen. Dem Versuch der Einfühlung „um der größtmöglichen Authentizität der Erfahrung willen“, des Nachempfindens von Gefühlen, die Ihr Großvater hätte empfinden können – der Tabubruch der Einfühlung in den „Täter“ wirkt zunächst irritierend – folgt der Rückgriff auf historische Quellen und die Befragung von Zeitzeugen, um die Umstände des Todes des Großvaters in Italien zu rekonstruieren. Den dabei aufkommenden Rätseln und Unstimmigkeiten der Zeugenaussagen setzen Sie die Mittel der Fiktion entgegen. Welche Rolle spielt für Sie Fiktionalität bei der Rekonstruktion von Vergangenheit?

T.M.: Lassen Sie mich zunächst zum Thema Empathie und anschließend etwas zum Problem der Authentizität sagen. Von hier aus können wir leichter zum Thema „Fiktionalität“ übergehen. Sich in einen „Täter“ „einzufühlen“ hat bei einigen deutschen Kritikern tatsächlich Verwirrung ausgelöst. „Darf

man so weit gehen?“ lautete die rhetorische Frage in diesem Zusammenhang. „Warum nicht“ bzw. „Wer oder was verbietet solch ein Vorgehen?“ lautet meine gleichermaßen rhetorische Gegenfrage. Sich in moralisch fragwürdige oder gar böse Figuren hineinzudenken, ist ja das tägliche Brot von Schriftstellern oder Drehbuchautoren, und natürlich hat sich auch schon eine Reihe von Historikern in manch üble Figur der Weltgeschichte hineinversetzt. Warum sollte der Nationalsozialismus davon ausgenommen sein? Einer der Gründe für solche Tabuisierungen ist das populäre Missverständnis, Empathie sei subjektiv und dies wiederum affirmativ, „kritisch“ seien allein „sachliche Darstellungen“. Wer sich, wie ich, seinem Großvater, empathisch näherte, so die Befürchtung oder auch Unterstellung, empfinde Sympathie und gerate damit in inakzeptable moralische Untiefen. Solche Gleichungen halte ich allerdings für grundfalsch, für mich auch ein Grund, den im Deutschen leicht missverständlichen und zum Kitsch neigenden Begriff der „Einfühlung“ am liebsten gar nicht zu verwenden. Warum habe ich dennoch den Weg der Empathie gewählt? Zu Anfang meiner Recherchen wusste ich über meinen Großvater fast nichts, ich wusste nur, dass er 1895 in Berlin geboren worden und im September 1944 in Italien bei einem Partisanenüberfall ums Leben gekommen war. Wollte ich möglichst viel über Wilhelm Crisolli erfahren, blieb mir nur eine Annäherung, die sich nicht allein auf das Sammeln bloßer Fakten beschränken durfte. Wie der Titel meines Buches sagt, riskierte ich das Experiment, herauszufinden, mit welchen Augen der Berufsoffizier, der mein Großvater war, seine Welt betrachtet hatte und welche Erfahrungen ich seinem auf diversen fotografischen Porträts festgehaltenem Blick ablesen konnte. Es ging mir dabei nicht allein um die Mentalitätsgeschichte eines Offiziers, der drei Armeen gedient hatte, der des Kaiserreichs, der Weimarer Republik wie dem nationalsozialistischen Deutschen Reich. Mir war auch daran gelegen, mich als Enkel und Autor nicht von Anfang an über meinen Großvater zu erheben und mir ein Zeugnis moralischer Überlegenheit dadurch auszustellen, dass ich Wilhelm Crisolli in meinem Buch als Personifikation des Bösen präsentiere. Das wäre nichts als ein gängiges Klischee gewesen und hätte zudem mein Erkenntnisinteresse eingeschränkt. Was mich am meisten interessierte, war die Frage, wo dieser beschwiegene Großvater im familiären Nachkriegsgedächtnis geblieben war und welche bewusste oder unbewusste Rolle er für die einzelnen Familienmitglieder spielte. Wie sehr mein militärischer Herkunftskomplex, dem ich erst durch mein Buch auf die Spur kam, meine Sozialisation beeinflusst hatte, war auch für mich erstaunlich festzustellen. In den fünfziger Jahren nahm dieser Komplex eine zivile Form an und hat das familiäre Bewusstsein, einer sozialen Elite anzugehören, die vom Krieg nichts, von Militär wenig, von Bildung, Wohlstand und Etikette aber umso mehr erwartete, stark beeinflusst. In meinem Buch spielt mein militärischer Großvater deshalb unter anderem auch so etwas wie die Rolle eines Alter ego. Sein Kriegshandwerk schreckte mich zwar lange, zu meinem eigenen Erstaunen und im Widerspruch zur Zivilität meiner Erziehung entdeckte ich, dass mich seine soldatische Männlichkeit auch unbewusst fasziniert hatte. Wer sich nicht allein mit Fakten

begnügt, kann irgendwann auch Phantasmen nicht mehr aus dem Wege gehen. An dieser Stelle kommt die Funktion der Fiktionalisierung ins Spiel. Sie geschieht durchweg auf der Grundlage von Fakten, hat also mit der literarischen Erfindung vollständig fiktionaler Wirklichkeiten nichts zu tun. Vom Begriff der Authentizität mache ich deshalb eher nur ironischen Gebrauch. Wie der in Hamburg lebende österreichische Schriftsteller Norbert Gstrein treibe auch ich ein „Spiel mit Fakten und Fiktionen“. Nach authentischer Erfahrung sehne ich mich nur in dem Bewusstsein, dass ich solch eine Erfahrung nicht erlangen werde. Fiktionalisierung ist ein wesentliches Hilfsmittel meiner Rekonstruktionsversuche. Mir ging es um die Konkretisierung historischer Vorgänge, generationenübergreifender Sozialisationen, aber auch um langfristig wirksame Wahrnehmungsprägungen meines Großvaters. Zum Beispiel behaupte ich in meinem Buch, Wilhelm Crisolli nehme die Toskana mit den Augen des kaiserlichen Jägeroffiziers wie auch preußischen Junkers wahr. Den Zweiten Weltkrieg missverstehe er dadurch als Wiederkehr des Großen Krieges, die Toskana nehme er nach Maßgabe der kleinadelig-bürgerlichen Welt Hinterpommerns wahr, die in den Zwanziger Jahren bereits im Niedergang war. Beweisen lassen sich solche Missverständnisse weder durch Zeugenaussagen noch mit Hilfe irgendwelcher Unterlagen aus dem Familienarchiv. Wenn man die sozialen Verhältnisse Ostelbiens in der Zwischenkriegszeit sowie deren Geschichte kennt, ist diese Annahme aber durchaus plausibel. Darüber hinaus mache ich das spezifische Verhältnis des kaisertreuen Jägeroffiziers Crisolli auch für die Härte seines Partisanenkampfes in der Toskana des Jahres 1944 verantwortlich. Auch für diese These wäre ein wissenschaftlicher Beweis schwer zu finden, mit Hilfe literarischer Fiktion lässt sich dieser Zusammenhang aber schlüssig behaupten. Daraus ergibt sich eine weitere wichtige Funktion der Fiktionalisierung. Weil sie sich als solche selbstreflexiv kenntlich macht, wird dem Leser nicht suggeriert, die hier geschilderte Wirklichkeit sei der des Archivs, der Geschichtswissenschaft oder auch der durch Empathie gewonnenen Gefühlswelten über- oder unterlegen. Die fiktionalen Passagen stehen gleichberechtigt neben anderen Textsorten, was mich interessiert, sind die Bruchlinien wie auch die Reibung, die dadurch entsteht. Außerdem möchte ich den Leser nicht bevormunden, sondern ihn an der Deutungsarbeit des Autors beteiligen. Das schafft bei Lesern, die eine moralische Botschaft erwarten, Missverständnisse. In Deutschland ist noch immer am erfolgreichsten, wer möglichst viele Schuldgefühle erzeugt.

C. H.-M.: Warum haben Sie für Ihr Buch eine genreübergreifende Form, eine Komposition aus kulturgeschichtlichem Essay, Autobiographie und Roman gewählt und welche Bedeutung messen Sie dieser Form zu?

T.M.: Die gesamte Biographie meines Großvaters zu rekonstruieren, der zuletzt zwar General, dennoch kein historisch bedeutender Militär war, hat mich nie interessiert. Die Rekonstruktion irgendwelcher

Ganzheiten halte ich für ideologisch, lineares Erzählen empfinde ich als langweilig. Was ist Anfang, was Ende, was das Ganze? Niemand weiß das. Es gab Kritiker meines Buches, denen der „historische Gesamtzusammenhang“ fehlte. Was das sein soll, weiß ich nicht. Das Wiederholen bekannter Geschichtsverläufe oder die Übertragung irgendwelcher Geschichtsdaten auf die Biographie Wilhelm Crisollis? Komplettierungsbedürfnisse hielt ich für unsinnig, im Bewusstsein der Unabschließbarkeit meines Unternehmens begnügte ich mich mit Fragmenten. Aus diesem Grund stellte ich auch das biographische Bruchstück in den Mittelpunkt, das ich aus den wenigen Erbstücken, die ich beim Tod meiner Großmutter erhalten hatte, umrisshaft rekonstruieren konnte. Mein archivarischer Ausgangspunkt waren etwa fünfzig Fotografien, ein handgeschriebener Brief meines Großvaters, sein Wehrpass und Soldbuch sowie wenige andere Schriftstücke. Aus diesen Dingen ergab sich eine von Mai bis zum September 1944 währende Zeitspanne von dreieinhalb Monaten, die letzte Lebenszeit meines Großvaters in Italien. Was folgte, war der Versuch, dieses Material zu kontextualisieren. Allein mit den Aussagen der wenigen noch lebenden Zeitzeugen, die ich befragte, war das aber nicht zu bewerkstelligen. Hauptgrund für die genreübergreifende Form ist eine Erinnerung, die sich auf sich selbst nicht mehr verlassen kann und durch den zeitlichen Abstand zu den historischen Ereignissen des Zweiten Weltkrieges selbstreflexiv geworden ist. Weil Erinnerung für uns weitgehend Geschichte geworden ist, umkreise ich auf labyrinthischen Umwegen meinen Gegenstand, versuche mich ihm dadurch anzunähern, dass ich meinen Großvater aus verschiedenen Blickwinkeln und mithilfe unterschiedlicher Gedächtnisspeicher betrachte. Die Erinnerungen meiner Mutter sowie deren Cousine, den letzten lebenden Familienmitgliedern, die Wilhelm Crisolli noch gekannt haben, montiere ich mit dem Aktenmaterial aus militärhistorischen oder anderen wissenschaftlichen Archiven, aber auch mit den Ergebnissen kritischer Geschichtsforschung. Aktenstücke, Zeitzeugenaussagen oder Fotografien erhielten dadurch die Qualität wechselseitiger Korrektive, die den strikten Gegensatz von dokumentarischen Fakten und Fiktionen trügerisch erscheinen ließen. Ich wählte diese offene Form, um der Widersprüchlichkeit, Vielschichtigkeit, aber auch Zufälligkeit der Ereignisse gerecht zu werden. Moralische Leserunterweisungen ließen sich vor allem dadurch vermeiden, dass ich mein Recherchematerial möglichst nicht vereindeutigte. Das wird man auch vom Autor einer akademischen Generation, die an der Universität mit Dekonstruktion und Poststrukturalismus groß geworden ist, kaum anders erwarten. Eigentlich habe ich nichts anderes getan, als die Koordinaten des bundesdeutschen Erinnerungsdiskurses mit Elementen der literarischen Moderne oder philosophischen Postmoderne zu verschieben. Im Übrigen glaube ich, dass die Form der Erinnerung zukünftig von entscheidender Bedeutung sein wird. Woran wir uns erinnern sollen, wissen wir, aber wie und zu welchem Zweck, ist unklar.

C. H.-M.: Ihre Annäherung an die Vergangenheit erfolgt über die stark sinnliche Wahrnehmung von Landschaften, zunächst fast unbewusst über osteuropäische Erinnerungslandschaften, dann über die ganz gegensätzliche südländische Toskanalandschaft. Haben Natur bzw. Landschaft eine metaphorische oder allegorische Bedeutung? Welche Rolle spielen für Sie Beschreibungen?

T.M.: Meinen Blick auf Landschaften könnte man als gegenständliches Erinnern bezeichnen. Dieses Verfahren ergibt sich natürlich auch daraus, dass mein Buch zum Teil in das Genre der Reiseerzählungen bzw. Reiseerinnerungen fällt. Auf der Suche nach meinem Großvater verschlug es mich nach Polen, in das Baltikum, innerhalb Deutschlands von Berlin nach Franken und die Lausitz, vor allem aber in die Toskana. Wer als Deutscher nach Italien reist, tut das natürlich im Horizont einer reichen literarischen Tradition, erinnert sei nur an die italienischen Aufenthalte Goethes, Heines oder August von Platen, der in meinem Buch eine gewisse Rolle spielt, weil einer seiner Nachfahren zu den Staboffizieren Wilhelm Crisollis in Italien zählte. Einflussreich waren Eichendorffs „Taugenichts“, aber auch Hugo von Hofmannsthals „Andreas-Fragment“, das mich sehr lange beschäftigt hat und mich bis heute in Bann hält. Literarische Texte sind ja immer Gewebe aus verschiedenen Codes und Stimmen, in meinem Buch ist das nicht anders. Poetologisch spielen Beschreibungen von Landschaften für mich eine eminent bedeutende Rolle. Ohne Landschaftswahrnehmung oder die Beschreibung von Landschaften wäre mein Schreiben wahrscheinlich gar nicht möglich. Als inspirierende Elemente stehen Landschaften an erster Stelle. Ich kommuniziere mit ihnen, versuche sie zu lesen, ihre Geschichte zu entziffern. Landschaften sind für mich Allegorien des Gedächtnisses, die wichtigsten Medien willkürlicher wie auch unwillkürlicher Erinnerung. Ich hebe historisch Schicht für Schicht ab und versuche in meiner Vorstellung, die sichtbaren Veränderungen rückgängig zu machen und dabei in der Zeit zurückzugehen. Gäbe es die Möglichkeit der Zeitreise, ich würde sie ergreifen. Das Beschreiben von Landschaften macht einen Großteil der Lust am Schreiben sowie der Arbeit am Text aus, weil es sich dabei um imaginäre Zeitreisen handelt. Ob sich das Ergebnis als Naturgeschichte bezeichnen lässt, will ich der Interpretation anderer überlassen. Wie sich in meinem Buch die „Dekonstruktion von Familienmythen an die Verabschiedung eines ästhetischen Landschaftsdiskurses bindet“, hat die am University College in Dublin lehrende Germanistin Anne Fuchs jüngst kenntnisreich erläutert. Meine eigenen Überlegungen beim Schreiben meines Buches sahen so aus, dass ich mir die Biographie von Personen ohne die umgebende Landschaft gar nicht vorstellen konnte, in gewisser Weise betrachtete ich Person und Landschaft sogar als eine Art mythische Einheit. Landschaft ist für mich das ländliche bzw. kleinstädtische Gesellschaften maßgeblich prägende Element. Vielleicht verhält es sich auch ein wenig wie bei Fernand Braudel, in dessen Mittelmeer-Epos die Geographie zur Entdeckung einer „quasi unbewegten Geschichte“ führt. In meinem nächsten Buch, das seinen Mittelpunkt in Böhmen hat und von dort wieder nach Italien führt, aber auch bis in die Vereinigten Staaten ausgreift, werde ich dieses

Verfahren abermals anwenden und auszuweiten versuchen. Nordböhmen wird dabei als Bäder-, Industrie-, Kriegs- wie Auswanderungslandschaft erscheinen, jede dieser Landschaften wird durch eine andere Biographie repräsentiert. Weil mein Blick auf Landschaften die in der Gegenwart anwesende Vergangenheit sichtbar zu machen versucht, sind auch Allegorien des Unvergänglichen im Spiel. Dass nichts vergeht, sondern in veränderter Gestalt wiederkehrt, ist dabei poetischer Grundsatz. Vielleicht ist das aber auch nur der Blick desjenigen, der wie ich auf dem Lande aufwuchs und es gewohnt ist, den Wechsel der Zeiten mittels verschiedener Landschafts- und Himmelszeichen zu deuten.

C. H.-M.: Sie fühlen sich der dritten Generation, der Enkel-Generation zugehörig. Wie würden Sie diese Generation definieren, die ja auch Autoren einschließt, die in den 60er/70er Jahren geboren wurden und die dadurch einen ganz anderen Erfahrungshorizont in Bezug auf die Vergangenheit haben?

T.M.: Der dritten Generation gehöre ich natürlich nur in Bezug auf meinen Großvater an, ein für mich hinsichtlich des Zweiten Weltkriegs allerdings maßgebliches genealogisches Verhältnis, da mein Vater schon vor 35 Jahren starb. Die verschiedenen Jahrgänge unterscheiden sich selbstverständlich voneinander. Die Kohorte der Enkelgeneration, der ich angehöre, nimmt eher eine Zwischenposition ein. Nicht nur zwischen Vater und Großvater, sondern auch auf der Schwelle zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis, manches ist für mich noch Erinnerung, vieles schon Geschichte. Die zwischen 1950 und 1960 Geborenen, zu denen ich gehöre, gelten als „Kinder des Konsums“. Zwar können wir uns noch an einige wenige Kriegsrüden in den großen Städten erinnern, prägend waren für uns jedoch das bundesdeutsche Wirtschaftswunder sowie der politische Machtwechsel 1969 von den Konservativen zu den Sozialliberalen. Die repräsentative Symbolfigur ist hier Willy Brandt. Maßgeblich war aber auch der Wertewandel hin zu einer Kultur der Selbstverwirklichung. Diejenigen, die zwischen 1960 und 1970 geboren wurden, sind Kinder der Krise. Sie lernten Wirtschaftsrezessionen in Gestalt zweier Ölkrisen kennen und wurden durch ein wachsendes Bewusstsein vom Ende industriellen Wachstums bestimmt. Die Erfahrung des Nationalsozialismus spielt für die Lebensgeschichte der Konsum- wie Krisenkinder, die ja allesamt nach dem Krieg geboren wurden, naturgemäß keine entscheidende Rolle mehr. Was das Nachfolgebewusstsein ihrer Eltern und Großeltern wie auch ihr eigenes Lebensgefühl angeht, waren Zweiter Weltkrieg und Holocaust auf unterschiedliche Weise jedoch durchaus präsent. Ich zum Beispiel kann mich noch an das beredte Schweigen bzw. das verschwiegene Sprechen meiner Eltern wie meiner beiden Großmütter über die NS-Vergangenheit erinnern. Bei der Suche nach meinem Großvater habe ich mich bewusst in eine genealogische wie generationelle Abfolge gestellt und dabei die verstörende Erfahrung in Kauf genommen, auch Kriegsverbrechen in das familiäre Gedächtnis aufnehmen zu müssen. Diese historische Perspektive des Generationenromans dürfte das den Büchern

der Konsum- und Krisenkinder gemeinsame Element sein. Man will verstehen, nicht anklagen, dennoch nicht verzeihen, emotional alles in allem keine leichte Sache. Einschränkend muss allerdings gesagt werden, dass in Deutschland bislang die Bücher der heute 60- bis 65-jährigen Kriegskinder dominieren und die meisten dieser Publikationen selbsttherapeutischen Bekenntnischarakter besitzen. Die Familienromane jüngerer Generationen blieben bislang in der Minderheit, allmählich zeichnet sich aber auch hier eine Entwicklungsrichtung ab. Meiner Einschätzung nach leitet der aktuelle Familienroman zu einer allmählich literarischen Darstellung der Zeitgeschichte des Zweiten Weltkriegs über. In der spanischen Gegenwartsliteratur sind die familiären Auswirkungen des Bürgerkriegs ja schon länger Gegenstand belletristischer Verarbeitung. In Deutschland gab es lange eine Art moralischen Wahrheits- und Authentizitätsgebotes, das sich als literarisches Bilderverbot auswirkte und entsprechende Darstellungen tabuisierte (die es dennoch gab). Sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat sich die Situation geändert, der 2004 erschienene Skandalroman „Endstufe“ eines Thor Kunkel wies aber nachdrücklich darauf hin, wie vermint dieses Gelände nach wie vor ist. Der Familienroman „Es geht uns gut“ des 1968 geborenen österreichischen Autors Arno Geiger, im letzten Jahr mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet, bedeutete demgegenüber einen echten literarischen Fortschritt. Weiter hoffen muss man allerdings auf neue, um die totalitäre Signatur des 20. Jahrhunderts bemühte Narrative. Von den Autoren der ersten Generation, einem Jorge Semprun etwa, könnten dabei zukünftige Schriftsteller, wie ich finde, viel lernen. Welche Position nehmen Sie gegenüber solchen Kritikern ein, die Ihr Buch als „Rechtfertigungsliteratur“ bzw. „beschönigende Biographie der Vorfahren“ bezeichnen? Alles, was ich bis jetzt gesagt habe, erübrigt eigentlich eine Antwort auf diese „Kritik“, aber auch deshalb, weil sie diffamierend ist. Jeder, der mein Buch gelesen hat, weiß, dass der Vorwurf der Beschönigung falsch ist. Gegen meinen Großvater führe ich ja unter anderem eine Art Indizienprozess, der nicht mit einem Freispruch endet. Die „Kritiker“, von denen Sie sprechen, zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass sie den Großteil meines Buches unterschlagen. Die Porträts der drei Frauen etwa, die drei unterschiedliche Arten des Beschweigens nationalsozialistischer Vergangenheit in der alten Bundesrepublik repräsentieren, kommen gar nicht vor. Auch die genreübergreifende literarische Form ist ihnen kein Wort wert, was allein interessiert, ist die Reduktion der Multiperspektivität und Vielstimmigkeit meines Buches auf einen „Nazi-Plot“. Natürlich steht mein Großvater im Mittelpunkt, seine Beteiligung an Kriegsverbrechen wie die Aufklärung der italienischen Kriegsvorgänge ist mal mehr, mal weniger deutliches Leitmotiv. Was mich in diesem Kontext am meisten beschäftigte, waren aber die transgenerationellen Auswirkungen des Nationalsozialismus in einer deutschen Nachkriegsfamilie, also eine für meine Generation nicht untypische Strategie der Selbstaufklärung. Die Differenz zwischen den Erinnerungsdiskursen der zweiten und dritten Generation kommt aber bei den von Ihnen zitierten „Kritikern“ nicht vor, es scheint ihnen nicht einmal bewusst zu sein, dass es hier

einen Generationenkonflikt gibt. Der für die Achtundsechziger typisch moralistische Diskurs der Anklage wird stattdessen normativ verwendet, wer anders denkt, verleumdet. Die dritte Generation führt aber einen anderen Vergangenheitsdiskurs und hat eine andere Reflexionsstufe erreicht als die längst in die Jahre gekommenen Altachtundsechziger. Der mit Reue, Sühne und Betroffenheit operierende Schulddiskurs der alten Bundesrepublik ist obsolet geworden und hat seine gesellschaftliche Bindungskraft eingebüßt. Wir leben im Zeitalter des Post-Gedächtnisses, in dem es – auch wegen des Abschieds der Zeitzeugen – kaum mehr individuelle Erinnerung oder Erfahrung gibt, die an die Epoche des Zweiten Weltkrieges unvermittelt anknüpfen könnte. Das nehmen die von Ihnen angesprochenen „Kritiker“ aber ebenso wenig zur Kenntnis wie die Veränderung der geschichtspolitischen Konstellation seit 1989. Inzwischen ist ja nicht nur die Epoche des Nationalsozialismus Geschichte, sondern sowohl die alte Bundesrepublik als auch die DDR. Unsere Wahrnehmung von Nationalsozialismus und Krieg ist also nur noch mittelbar, die Geschichtspolitiken der beiden deutschen Staaten, die ja eine jeweils unterschiedliche Antwort auf das NS-Reich darstellen, sind gleichermaßen obsolet wie historisch geworden. Wer auf die Veränderungen eines nach 1989 entstandenen Erinnerungsdiskurses mit Vorwürfen der Beschönigung, Rechtfertigung oder gar Schuldrelativierung reagiert, zeigt nur, dass er die Deutungshoheit über die Geschichte des Nationalsozialismus längst verloren hat. Ich finde, wir befinden uns in einem Zustand produktiver Verunsicherung, in dem wir uns fragen müssen, welche symbolischen Repräsentationen die „deutsche Vergangenheit“ zukünftig erhalten soll. Neue selbstreflexive Erzählstrategien zeigen, dass es dabei nicht mehr um Vergangenheitsbewältigung geht, sondern um so etwas wie eine Ästhetik der Erinnerung. Der Missbrauch von Geschichte als sinnstiftende Ersatztheologie hat hoffentlich ausgedient.

C. H.-M.: Stellt Ihr Großvater für Sie eine Heldenfigur dar? Würde dann in Ihrem Familienroman Ihrem Vater, der ja auch 1939 eingezogen wurde, die Rolle des Antihelden zukommen?

T.M.: Ich würde gründlich missverstanden werden, wenn den Lesern meines Buches mein Großvater als Held erschiene. Ich hoffe, dass dieses Missverständnis gar nicht erst entsteht. Warum mein Großvater ein Held sein sollte, wüsste ich auch nicht zu sagen. Militärische Heldentaten, die es in der Wehrmacht während des Zweiten Weltkrieges zweifellos auch gegeben hat, sind in Deutschland ja immer insofern dubios, als sie der Legitimation eines totalitären Regimes, deren Angriffs- und rassistischen Weltanschauungskriegen dienen. Jeder militärische Ruhm hat in Deutschland bis heute einen schalen Nebengeschmack, militärische Helden sind unbeliebt, Kriegerdenkmäler, die es hierzulande natürlich auch gibt, sind eine zweischneidige Angelegenheit. Nein, mir kam es auf etwas ganz anderes an: Empathie spielt wie gesagt eine große Rolle, aber eher als Vorstufe einer anderen Darstellungsebene. Interessiert haben mich vor allem biographische Konstellationen in Kriegs- wie

Nachkriegszeiten. Ein deutscher Wehrmachtsgeneral, der 1944 in der Toskana bei einem Partisanenüberfall tödlich verletzt wird, den italienischen Familiennamen Crisolli trägt – diese ebenso komplexe wie kontingente Konstellation erschien mir in all ihrer Faktizität als romanhafter Stoff, als literarische Herausforderung. Deshalb habe ich auch das Leben meines Großvaters von seinem rätselhaften Tod her versucht zu rekonstruieren, den genauen Hergang des Überfalls wie dessen Gründe kannte in meiner Familie niemand. Eher wäre mein Großvater ein tragikomischer Held, sein Schicksal, auch sein Ende, ist teilweise so grotesk, dass man sogar lachen könnte. Die Komik eines fast fließend Italienisch sprechenden deutschen Wehrmachtsgenerals namens Wilhelm Crisolli, der in toskanischen Villen seine Quartiere aufschlägt, beim Tee gerne mit den Damen des Hauses konversiert, italienische Männer für Schlappschwänze hält und zuletzt zufällig einem Partisanenüberfall zum Opfer fällt, erscheint ausgedacht, ist aber historische Wirklichkeit. Meine Strategie, Konstellationen wie Situationen, in die Personen hineingeraten, zu akzentuieren, ist eigentlich antiheroisch und stellt den Versuch dar, dem geschichtlichen Alltag seine Banalität zurückzugeben. Deshalb ist auch mein Vater weniger Antiheld als Nebenfigur (die Darstellung seiner Biographie bliebe einem weiteren Buch vorbehalten), seine Funktion ist, eine andere Generation zu repräsentieren. Mein Vater war 1939 achtzehn Jahre alt, legte das „Notabitur“ ab und ging wenig später (als Sanitätsoffizier) an die Front. Als einer jener typischen Kriegsheimkehrer, die die militärische Niederlage Deutschlands in eine tiefe, lang anhaltende und vielleicht nie bewältigte Männlichkeitskrise stürzte, trägt er zugegebenermaßen Züge eines tragischen Antihelden. Um die Männlichkeit, die der im Kaiserreich geborene Preuße Wilhelm Crisolli noch viel ungebrochener leben konnte, war es 1945 ja endgültig geschehen. An meinem Vater hat mich am meisten der jähe Absturz einer bundesrepublikanischen Erfolgsbiographie interessiert, in der sich der Zweite Weltkrieg fast unkenntlich eingekapselt hatte.

C. H.-M.: Sie schreiben, Ihr Interesse an der Vergangenheit, am Schicksal Ihres Großvaters, wurde 1996 beim Besuch des Weltausstellungsmuseums in Flushing Meadows geweckt, durch die Entdeckung der so genannten „time capsule“, die Alltagsgegenstände des Jahres 1939 für zukünftige Generationen aufbewahren sollte, während zur selben Zeit in Europa die Welt im Chaos versank. Spielte bei diesem zunehmenden Interesse nicht auch eine bestimmte Konstellation der Gegenwart eine Rolle, der Beginn der Wehrmachtausstellung und die Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag des Kriegsendes im Jahre 1995?

T.M.: Objektiv haben diese beiden Daten gewiss eine Rolle gespielt, die bundesrepublikanische Erinnerungskultur veränderte sich durch die beiden Ereignisse ja auf unterschiedliche Weise entscheidend. Die Geschichte der 1995 eröffneten sogenannten „Wehrmachtausstellung“ dokumentiert besonders prägnant die Geschichtsdebatten der neunziger Jahre. Der offizielle Titel lautete

„Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 - 1944“. 1999 wurde diese Ausstellung wegen erheblicher Fehler zurückgezogen und anschließend in einer grundlegend überarbeiteten Konzeption gezeigt, ein Vorgang, der erneut hitzige öffentliche Debatten entfachte. Die entscheidende Wirkung beider „Wehrmachtsausstellungen“ bestand darin, Hunderttausende von Besuchern mit der Frage zu konfrontieren, ob auch Mitglieder der eigenen Familie an den Verbrechen des Nationalsozialismus beteiligt gewesen seien. Die wenig später publizierten „Familienromane“ versuchten ja auf die Schuldfrage dieser Ausstellung eine familienbiographische Antwort zu geben. Die Autoren dieser Bücher, wie ich meist keine Berufsschriftsteller, begannen die Familienarchive nach Dokumenten zu durchsuchen, die die Kriegsvergangenheit von Vätern und Großvätern bezeugten. Die erbitterten Debatten vor allem um die erste „Wehrmachtsausstellung“ dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie Teil einer Erinnerungskultur waren, die 1995 ein ungewohnt pluralisiertes Geschichtsbild bot. Ohne des Revanchismus oder der Relativierung deutscher Schuld verdächtigt zu werden, konnte auch deutschen Bombenkriegsopfern, den Opfern von Flucht und Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten oder dem Schicksal deutscher Kriegsgefangener in sowjetischer Haft gedacht werden. Selbstverständlich wurde auch ich durch die „Wehrmachtsausstellung“ wie die Pluralisierung der Erinnerung im Kontext des Gedenkjahres von 1995 beeinflusst, ohne diese beiden Ereignisse wäre mein Buch undenkbar. Subjektiv bedeutender waren für mich jedoch die geopolitischen Folgen des Jahres 1989, das ich, der ich 1983 nach Berlin (West) gezogen war, dort in all seinen Verläufen erlebt hatte. In meinem Buch beschreibe ich, wie mir die Wiederentdeckung des ehemaligen deutschen Ostens, von wo meine Mutter als Jugendliche 1945 geflohen war, dazu verholfen hat, der Vergangenheit meines Großvaters nachzugehen. Wäre der Eiserne Vorhang nicht verschwunden, so mein Gedankengang, wäre ich nicht ins heute polnische Hinterpommern gekommen, wo Wilhelm Crisolli als junger Offizier gelebt und er meine Großmutter kennen gelernt und geheiratet hatte. Meine häufigen Besuche in Hinterpommern lenkten meine Aufmerksamkeit schließlich auf die letzten Kriegsmonate meines Großvaters in der Toskana, riefen aber auch ein bis heute anhaltendes Interesse an den Geschicken der polnischen Nation hervor. In meiner Biographie besitzt das Jahr 1989 zwei Gesichter. Zum einen ist es ein politisches Ereignis, dessen Augenzeuge ich war, dank der Wiederkehr meiner Familiengeschichte aber auch ein mythenbildendes Ereignis. „Der Osten“ ist dabei der mich bis heute fesselnde stärkste Mythos. Könnte man diese Bewusstwerdung mit Walter Benjamins Konzept des „Jetzt der Erkennbarkeit“ beschreiben, demzufolge erst eine bestimmte Konstellation der Gegenwart den Blick auf die Vergangenheit ermöglicht und die Vergangenheit gleichzeitig die Gegenwart erhellt? Das kann man durchaus so beschreiben und ist auch von den Kritikern, die diesen Namen verdienen, genauso gesehen worden. In der „Süddeutschen Zeitung“ war zum Beispiel davon die Rede, dass ich, aber auch andere Verfasser von Familienromanen, „messianische

Mikrologen“ seien, „die wie Benjamin hinter jedem Komma die Pforte zum Paradies wittern. Oder das Tor zur historischen Wahrheit.“ Das trifft zu. Wie schon erwähnt, gilt aber, dass jeder Text ein Gewebe mannigfaltiger Lektüren ist. Auch für Benjamins Konzept habe ich deshalb keine bewusste Entscheidung getroffen. Wie vieles andere war dieses Lektüreerlebnis entscheidend für die intellektuelle Sozialisation meiner Generation. Ich könnte aber auch Marcel Proust oder den 2001 tödlich verunglückten deutschen Schriftsteller W.G. Sebald nennen, der meinte, es bestehe immer die Möglichkeit, dass einen unvermutet aus der Vergangenheit etwas einholt, das mitten ins Herz trifft. Vergessen werden sollte aber auch nicht, dass in vielen Passagen meines Buches – deutlich vor allem bei meinen Reisen in die Toskana – die Psychoanalyse Pate stand, Reise, Traum und Unbewusstes sind auf ungefähr derselben Ebene angesiedelt. Überhaupt, um auch das an dieser Stelle zu betonen, spielt das Unbewusste in meinem Buch über weite Strecken eine viel größere Rolle als das Bewusstsein. Und weil es sich um eine Familienbiographie handelt, sind natürlich auch die ödipalen Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern von Bedeutung sowie meine Suche nach dem, was Mann und Männlichkeit heißt. Dennoch beschreibt Benjamins „Jetzt der Erkennbarkeit“ mein Verfahren ziemlich genau, wenngleich ich einschränkend hinzufügen muss, dass ich natürlich weder Erlösung noch Wahrheit erwartet habe. Die den Blick auf die Vergangenheit ermöglichende Konstellation der Gegenwart war in der Tat extrem günstig. Ich weise hier noch einmal auf die bereits erwähnte generationsbedingte Distanz zu den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges hin, sowie den allmählichen Wandel von Erinnerung in Geschichte, den wir gerade erleben.

C. H.-M.: Sie haben die Ermittlungen über Ihren Großvater bewusst abgebrochen, ohne Endgültiges erfahren zu haben. Am Ende Ihres Buches erkennen Sie die Notwendigkeit des Erinnerns an, plädieren aber auch für das Vergessen. Hat dieses Vergessen bei Ihnen eine ethische Dimension? Inwiefern enthält es auch die Frage der Vermittlung?

T.M.: Es wäre falsch, von Abbruch in dem Sinne zu sprechen, dass meine Ermittlungen erfolglos geblieben wären. Am Ende wusste ich mehr über meinen Großvater als ich anfangs erwartet hatte und mehr als irgendjemand sonst in der Familie wusste. Richtiger wäre zu sagen, dass ich meine Recherchen deshalb beenden konnte, weil mir klar war, dass ich nichts mehr finden würde, was den Gehalt oder die Aussagen meines Buches nach drei Jahren Arbeit noch grundsätzlich hätte verändern können. Auch wenn ich noch mehr Details aneinandergesetzt hätte, wäre kein vollständiges Bild entstanden. Von Abbruch kann also nur in dem Sinn die Rede sein, dass ich mich mit einer gewissen Unabschließbarkeit zufrieden gab. Außerdem befürchtete ich, mich in Nebensächlichkeiten zu verlieren, oder schlimmer, aus der geschichtlichen Vergangenheit, in die ich mich hineinversetzt hatte, nicht mehr herauszufinden. Irgendwann war es Zeit, meine Zeitreise zu beenden und zurückzukehren. Was

Erinnern und Vergessen angeht, ist zunächst festzustellen, dass jeder von uns ja erst vergessen muss, bevor er sich wieder erinnern kann. Und weil eins vom anderen nicht zu trennen ist, lässt sich auch eines nicht gegen das andere ausspielen, schon gar nicht moralisch. Eine Ethisierung der Erinnerung halte ich für ebenso unsinnig wie eine Ethisierung des Vergessens. Man sollte aus beidem kein Dogma machen und die Dialektik von Erinnern und Vergessen vom (meist polemisch-geschichtspolitischen) Kontext der Schuldverdrängung oder Schuldrelativierung ablösen. Im Übrigen ist es ja vollkommen falsch zu glauben, Erinnern sei grundsätzlich eine moralisch gute, sinn- oder wertvolle Tätigkeit. In Deutschland ist ohnehin häufig unsäglich gefühlsbeladen von Erinnerung dann die Rede, wenn man besser von Geschichtsschreibung oder Geschichtspolitik reden müsste. Man hat vergessen oder will nicht wahrhaben, dass die Mobilisierung von Erinnerung durchaus handfesten Interessen an der Konstruktion bestimmter Geschichtsbilder dienen kann. Das Kollektivgedächtnis oder auch die Kollektivgedächtnisschwäche ganzer Nationen können so funktionieren. Die Erinnerung Russlands an den Zweiten Weltkrieg galt im Gedenkjahr 2005 dem Sieg über Deutschland, nicht aber dem repressiven Charakter der stalinistischen Diktatur, die diesen Sieg errang. Die 1940 im Massaker von Katyn ermordeten polnischen Offiziere passten ebenfalls nicht in die offizielle Geschichtsbetrachtung des Putinschen Russland. Wenn wir uns vergewärtigen, wie revanchistisch und mit welchen katastrophalen Folgen man sich in Deutschland an den Versailler Frieden in der Zwischenkriegszeit erinnerte, weiß man, was Erinnerung oder das, was man dafür hält, anrichten kann. Was das Vergessen angeht, sollten wir uns eingestehen, dass wir ohne Vergessen gar nicht handlungsfähig, ja nicht einmal in der Lage wären, uns zu versöhnen. Darauf hat Jorge Semprun ebenfalls 2005 während einer Veranstaltung in Berlin hingewiesen. Mit Blick auf die heutige deutsch-polnische Grenze meinte der spanische Schriftsteller und ehemalige Buchenwald-Häftling, ohne Vergessen wäre die dort mittlerweile vorhandene Nachbarschaftlichkeit kaum möglich. Für die deutsch-französische Grenze gilt Ähnliches. Wie furchtbar wäre es, spielte Elsass-Lothringen im Kollektivgedächtnis der Deutschen oder Franzosen noch immer eine emotionale oder geschichtspolitische Rolle. Vergessen ist nicht notwendigerweise eine Schande, wohl aber die Verweigerung von Wissen. Über meinen Großvater konnte ich mich so weit selbst aufklären, dass ich seine sechzigjährige Existenz als unheimlicher Widergänger beenden konnte und ihn nun getrost vergessen kann. Es ist höchste Zeit den sich um den Begriff der Erinnerung rankenden Kitsch in Gestalt erbaulicher Pädagogisierung, Instrumentalisierung oder Emotionalisierung von Geschichte über Bord zu werfen.

Berlin, den 3. November 2006

Die französische Fassung dieses Textes erschien in der französischen Germanistikzeitschrift *Allemagne d'aujourd'hui* (Nr. 178/2006), Dossier „Secrets de famille, non-dits ou tabous? Présence du passé

national-socialiste dans la littérature allemande contemporaine“ unter der Leitung von Carola Hähnel-Mesnard.